

Allzu gefährlich sei ein Untertan, der ein solches Spiel mit Kronen und mit Aufruhr treiben könne. Keinen Feldherrn dürfe man lange solcher Versuchung aussetzen. Was er diesmal gegaufelt, könne er ein andermal im Ernst versuchen. Diese Worte wogen schwerer als alle Siege Belisars, und alle meine, d. h. deine Forderungen gingen durch.

Denn Mißtraum ist die Seele Justinians. Er traut nur einer Treue auf Erden — der Theodoras. Dein Bote Licinius ist hübsch — aber unliebenswürdig: er hat nur Rom und Waffen in Gedanken. Ach, Cethegus, mein Freund, es lebt keine Jugend mehr wie die unsre war. „Du hast gesiegt, Cethegus“ — — weist du noch den Abend, da ich dir diese Worte flüsterte? — Aber vergiß nicht, wem du den Sieg verdankst. Und merke dir, Theodora läßt sich nur solange sie selber will als Werkzeug brauchen. Vergiß das nie.“

„Gewiß nicht,“ sagte Cethegus, das Schreiben sorgfältig zerstörend, „du bist eine zu gefährliche Verbündete, Theodora, — nein, Dämonodora! — laß sehn, ob du unersetzbar bist. — Geduld: — in wenig Wochen ist Mataswintha in Byzanz. — Was bringst du?“ fragte er den eintretenden Sypbar, der glänzende Waffen trug.

„Herr, ein Abschiedsgeschenk Belisars. Nachdem er deinen Bericht an den Kaiser gelesen, sprach er zu Prokop: „Dein Freund hat meinen Dank verdient. Da, nimm meine goldne Rüstung, den Helm mit dem weißen Roßschweif und den runden Buckelschild und schicke sie ihm als letzten Gruß Belisars.“

Sechszwanzigstes Kapitel.

Der Rundturm, in dessen tiefen Gewölben Witichis gefangen saß, lag an dem rechten Eckflügel des Palastes, desselben Querbaues, in dem er als König getohnt und geherrscht hatte.

Der Turm bildete mit seiner Eisentür den Abschluß eines langen Ganges, der von einem Hof aus zur Rechten lief und von diesem Hof wieder durch eine schwere Eisenpforte abgeschlossen war. Gerade dieser eisernen Hofpforte gegenüber lag im Erdgeschloß auf der linken Seite des Hofes die kleine Wohnung Dromons, des Carcerarius oder Kerkermeisters des Palastes. Sie bestand aus zwei kleinen Gemächern: das erste, von dem zweiten durch einen Vorhang getrennt, war ein bloßes Vorzimmer. Das zweite Gemach gewährte durch ein logenartiges Fenster den Ausblick auf den Hof und den Rundturm. Beide waren von einfachster Einrichtung: ein Strohlager im Innengemach und zwei Stühle und Tische im äußern nebst den Schlüsseln an den Wänden waren ihr ganzes Gerät.

Und auf der Holzbank an jenem Fenster saß Tag und Nacht, unverwandt den Blick auf die Mauerlücke heftend, aus welcher allein Luft und Licht in des Königs Kerker fiel, schweigend und sinnend ein Weib. —

Es war Rauthgundis.

Niemals ließ ihr Auge von jenem kleinen Spalt im Turm. „Denn dort,“ sagte sie sich, „dort hängt auch sein Blick, dorthin schwebt seine Sehnsucht.“ Auch wenn sie mit Wachis, ihrem Begleiter, oder mit dem Kerkermeister, der sie beherbergte, sprach, wandte sie das Auge nicht von dem Turm. Es war, als ob der Bann ihres Blickes Unheil von dem Gefangnen abhalten könne.

Lange, lange war sie heute wieder so geseffen. Es war dunkler Abend geworden.

Drohend und finster ragte der gewaltige Turm und warf einen breiten Schatten über den Hof und diesen linken Flügel des Palastes.

„Danke dir, gütiger Himmelsherr,“ sprach sie. „Auch deine schweren Schläge treiben zum Heil.“

Wär' ich in die Felsen der Skaranzia, auf den hohen Arn, zum Vater, wie ich mir ausgesonnen, — nie hätte ich von dem

Gang des Elends hier vernommen. Oder doch viel zu spät. Aber mich zog die Sehnsucht nach der Todesstätte des Kindes, in die Nähe unsres Ehehauses, — das zwar räumte ich —: wußte ich denn, ob nicht sie, seine Königin, dort einsprechen würde? So hausten wir in der Waldhütte nahe bei Fäsulä.

Und als das Schreckliche kam und eine Nachricht des Mißlingens die andre jagte, und als die Sarazenen unser Haus verbrannten und ich die Flammen leuchten sah bis in mein Versteck, da war's zu spät, nach Norden zum Vater zu entzinnen; die Welschen sperren alle Wege und liefern, was flüchtete mit gelbem Haar, den Massageten aus. Kein Weg blieb offen als der Weg hierher — nach der Rabenstadt — wohin ich als sein Weib nie hatte kommen wollen. Als flüchtige Bettlerin kam ich hier an, nur sein Roß Wallada und sein Knecht, nun sein Freigelassener, Wachis, noch mir eigen und treu.

Aber ihm zum Heil, — von Gott hierher gezwungen, — ob ich schon nicht wollte — ihn zu retten, zu befreien von scheußlichem Verrat des eignen Weibes! Und aus seiner Feinde Bosheit. Dank dir, treuer Gott! Ich durfte nicht mehr mit ihm leben — aber — aber ich, — Rauthgundis! — darf ihn retten.“ —

Da rasselte ihr gegenüber die eiserne Hofspforte.

Ein Mann mit Licht trat heraus, ging über den Hof und trat alsbald in das Vorzimmer. Es war der alte Kerkerwart.

„Nun? sprich!“ rief Rauthgundis, ihren Sitz verlassend und ihm in das erste Gemach entgegensehend.

„Geduld — Geduld — laß mich erst die Lampe niederstellen. So! — Nun, also: er hat getrunken. Und es hat ihm wohlgetan.“

Rauthgundis legte die Hand auf die pochende Brust. „Was tut er?“ fragte sie dann.

„Er sitzt immer schweigend in der nämlichen Stellung. Auf dem Holzschemel, den Rücken gegen die Tür gewandt, das

Haupt in beide Hände gestützt. Er gibt mir keine Antwort, so oft ich ihn anspreche. Er pflegte sich sonst gar nicht zu regen. Ich glaube, der Gram und Schmerz hat ihm was angetan. Aber heute, wie ich ihm den Wein im Holzbecher hinreichte und sprach: „Trink, lieber Herr, es kommt von treuen Freunden:“ — da blickte er auf. So traurig, so zum sterben traurig war der Blick und das ganze Anliß. Und tat einen tiefen Zug und nickte dankend mit dem Haupt und seufzte tief, tief, daß es mir durch die Seele schnitt.“

Rauthgundis bedeckte die Augen mit beiden Händen.

„Weiß Gott, was er Böses mit ihm vorhat!“ brummte der Alte leise vor sich hin.

„Was sagst du?“

„Ich sage, du mußt jetzt auch einmal tüchtig essen und trinken. Sonst verlassen dich die Kräfte. Und du wirst sie brauchen, arme Frau.“

„Ich werde sie haben.“ — „So nimm wenigstens einen Becher Wein.“ — „Von diesem? Nein, der ist für ihn allein.“ Und sie trat in das innere Gemach zurück, wo sie ihren alten Platz einnahm.

„Der Krug reicht ja noch lang,“ fuhr der alte Dromon für sich fort. „Und ich fürchte: wir müssen ihn bald retten, wenn er gerettet werden soll. Da kommt Wachis. Wenn er nur gute Nachricht bringt, sonst . . . —“

Wachis trat ein. Er hatte seit dem Besuch bei der Königin die Sturmhaube und seinen Mantel mit Gewändern Dromons verkauft. „Gute Botschaft bring' ich,“ sprach er im Eintreten. „Aber wo wart ihr vor einer Stunde? Ich pochte vergeblich.“

„Wir waren beide ausgegangen, Wein zu kaufen.“

„Ach ja, deshalb duftet das ganze Gemach so stark — was seh' ich? Das ist ja alter, köstlicher Galerner! Womit hast du den bezahlt?“

„Womit?“ wiederholte der Alte, „mit dem edelsten Golde der Welt!“ Und seine Stimme bebte vor Rührung. „Ich er-

zählte ihr, daß der Präsekt ihn absichtlich Mangel leiden lasse, daß er elend werde. Seit vielen Tagen hat man mir gar keine Speise für ihn gegeben. Ich habe ihn, gegen mein Gewissen, nur dadurch erhalten, daß ich den andern Gefangnen an dem Thron abtrach. Das wollte sie nicht. Sie sann nach und fragte dann: Nicht wahr, Dromon, die reichen Römerinnen bezahlen immer noch das gelbe Haar der Germaninnen so hoch? Und ich, in meiner Einfalt nichts ahnend, sagte ja.

Und sie geht hin und schneidet schweigend ihre reichen, schönen, goldbraunen Flechten und Zöpfe ab und bringt sie mir. Und damit ward der Wein bezahlt.“

Da stürzte Wachis in das nächste Gemach, warf sich vor ihr nieder und bedeckte den Saum ihres Gewandes mit Küssen. „O Herrin“ — rief er mit versagender Stimme — „goldne, goldtreue Frau!“

„Was treibst du, Wachis? steh auf und erzähle.“

„Ja, erzähle,“ sprach Dromon hinzutretend, „was rät mein Sohn?“

„Wozu brauchen wir seinen Rat?“ sprach die Frau. „Ich, ich allein will es vollenden.“

„Sehr nötig brauchen wir ihn. Der Präsekt hat aus allen jungen Ravennaten, nach dem Muster der römischen, neun Kohorten Legionare gebildet und meinen Paulus auch eingereiht. Zum Glück hat er diesen Legionaren die Bewachung der Stadttore anvertraut. — Die Byzantiner liegen draußen im Hafen, seine Haurier hier im Palast.“

„Die Tore nun,“ fuhr Wachis fort, „werden zur Nacht sorgfältig gesperrt. Aber die Mauerlücke am Turme des Aetius ist immer noch nicht ausgebaut. Nur die Wachen stehen dort.“

„Wann trifft meinen Sohn die Wache?“

„In zwei Tagen: die dritte Nachtwache.“

„Allen Heiligen sei Dank. Viel länger durst' es nicht wahren: — ich fürchte . . . —“ Und er stockte.

„Was? sprich,“ mahnte Rauthgundis entschlossen. „Ich kann alles hören.“

„Es ist am Ende besser, du weißt es. Denn du bist klüger und findiger als wir beide. Und findest eher Rat als wir. Ich fürchte: sie haben's schlimm mit ihm vor.“

Solange Belisar hier befahl, ging es ihm noch gut.

Aber seit der fortgebracht und der Präsekt, der schweigsam kalte Dämon, Herr im Palast ist, hat's ein gefährlich Ansehn. Alle Tage besucht er ihn selbst im Kerker.

Und spricht lang und eifrig und drohend in ihn hinein. Ich habe oft im Gang gelauscht. Er muß aber wenig ausrichten. Denn der Herr gibt ihm, glaub' ich, gar keine Antwort. Und wenn der Präsekt herauskommt, blickt er so finster wie — wie der König der Schatten. Und seit sechs Tagen erhalte ich keinen Wein und keine Speisen für ihn als ein kleines Stück Brot. Und die Luft da unten ist so moderdumpf wie im Grabe.“

Rauthgundis seufzte tief.

„Und gestern, als der Präsekt herauf kam, — er sah grimiger als je darein — da fragte er mich . . . —“

„Nun? sprich es aus, was es auch sei!“

„Ob die Foltergeräte in Ordnung seien.“

Rauthgundis erbleichte, aber sie schwieg. „Der Neiding!“ rief Wachis, „was hast du“ — „Sorget nicht, eine Weile hat's noch gute Wege.“

„Clarissime,“ antwortete ich, — und es ist die reine Wahrheit — die Schrauben und die Zangen, die Gewichte und die Stacheln und das ganze saubere Qualzeug liegt in schönster Ordnung alles beisammen. — Wo? fragte er. Im tiefen Meer. Ich selbst hab' es, schon auf König Theoderichs Befehl, hineingeworfen. Denn wisset, Frau Rauthgundis: euer Herr hat einmal, da er noch einfacher Graf war, mich gerettet, da die Geräte an mir selbst versucht werden sollten. Da wurde auf sein Bitten das Foltern völlig abgetan: ich schulde ihm mein Leben und meine heilen Glieder. Und darum wag' ich mit

Freuden meinen Hals für ihn. Und will auch, wenn's nicht anders geht, gern diese Stadt mit euch verlassen. Aber lange dürfen wir nicht säumen. Denn der Präsekt bedarf nicht meiner Zangen und Schrauben, wenn er einem das Mark aus dem Leibe quälen will. Ich fürcht' ihn, wie den Teufel."

"Ich hass' ihn, wie die Lüge," sagte Kauthgundis grimmig. "Darum müssen wir rasch sein, eh' er seine schwarzen Gedanken vollführen kann. Denn er sinnt Arges gegen den guten König. Ich weiß nicht, was er noch weiter von dem armen Gefangnen will. Also hört und merkt euch meinen Plan. In der dritten Nacht, da mein Paulus die Wache hat, wann ich ihm den Nachtrunk bringe, schliesse ich ihm die Ketten los, werfe ihm meinen Mantel über und führe ihn aus dem Kerker und dem Gang in den Hof.

Von da kommt er ungehindert bis an das Tor des Palastes, wo ihn die Torwache um die Losung fragt. Diese werd' ich ihm sagen.

Ist er auf der Straße, dann rasch an den Turm des Aëtius, wo ihn mein Paulus die Mauerlücke passieren läßt. Draußen im Pinientwald, im Hain der Diana, wenige Schritte vor dem Tore, wartet Wachis auf ihn, der ihn auf Wallada hebt. Begleiten aber darf ihn niemand. Auch du nicht, Kauthgundis. Er flieht am sichersten allein."

"Was liegt an mir! Frei soll er sein, nicht noch einmal an mich gebunden. Du nennst meinen Namen gar nicht. Ich hab' ihm nur Unglück gebracht. Ich will ihn nur noch einmal sehen, von diesem Fenster aus, wann er in die Freiheit tritt."

Der Präsekt sonnte sich in diesen Tagen im Vollgeföhle der Macht.

Er war Statthalter von Italien: in allen Städten wurden auf seine Anordnung die Befestigungen geslickt und verstärkt, die Bürger an die Waffen gewöhnt. Die Vertreter von By-

zanz vermochten ihm in keiner Weise Gegengewicht zu halten. Ihre Heerführer hatten kein Glück, die Belagerungen von Tarvisium, Verona und Ticinum machten keine Fortschritte.

Und mit Vergnügen vernahm Cethegus, daß Hildebad, dessen Schar sich durch Zulauf unterwegs auf etwa sechshundert erhöht, Acacius, der ihn mit tausend Perser-Reitern eingeholt und angegriffen, blutig zurückgeschlagen hatte. Eine starke Abteilung von Byzantinern aber, die ihm von Mantua aus entgegenrückte, verlegte ihm alle Wege — er wollte nach Tarvisium zu Totila — und nötigte ihn, sich in das noch von den Goten unter Thorsmut besetzte Kastell von Castra Nova zu werfen. Hier hielten ihn die Byzantiner eingeschlossen, vermochten aber nicht, den festen Bau zu nehmen, und schon sah der Präsekt die Stunde kommen, da ihn Acacius zu Hilfe rufen würde, den Goten, der ihm dann nicht mehr entrinnen konnte, zu vernichten.

Es freute ihn, daß die Kriegsmacht von Byzanz seit Belisars Entfernung sich offen vor ganz Italien als unfähig erwies, den letzten Widerstand der Goten zu brechen. Und die Härte der byzantinischen Finanzverwaltung, die Belisar überall, wo er einzog, mit sich führen mußte — er konnte die auf Befehl des Kaisers geübte Ausraubung nicht hindern —, erweckte oder steigerte in den Städten und auf dem flachen Lande die Abneigung gegen die Oströmer. Cethegus hütete sich wohl, wie Belisar getan, den ärgsten Übergriffen der Beamten Justinians zu wehren. Er sah es mit Freude, daß in Neapolis, in Rom wiederholt das Volk gegen die Bedrücker in offenem Aufruhr emporloderte.

Waren die Goten vollends vernichtet, der Byzantiner Macht verächtlich, ihre Tyrannei verhaßt genug geworden, dann konnte Italien aufgerufen werden, frei zu sein, und der Befreier, der Beherrscher hieß Cethegus.

Dabei verließ ihn nur die eine Besorgnis nicht — denn er war fern von Unterschätzung seiner Feinde, — der Goten-

Krieg, dessen letzte Funken noch nicht ausgetreten, könne noch einmal aufflammen, geschürt durch die Entrüstung des Volkes über den geübten Verrat.

Schwer fiel dem Präfecten ins Gewicht, daß die tiefstgehassten Führer der Goten, daß Totila und Teja nicht mit im Neße zu Ravenna waren gefangen worden. Um der Gefahr jener begeisterten Volkserhebung zuvorzukommen, trachtete er so eifrig, dem gefangnen Gotenkönig die Erklärung zu entreißen, er habe sich und die Stadt zuletzt ohne Hoffnung und Bedingung unterworfen, und er fordre die Seinen auf, den aussichtslosen Widerstand aufzugeben.

Und auch das Kastell, in welchem der Kriegsschatz Theoderichs geborgen lag, sollte ihm sein Gefangner angeben. In jener Zeit war ein solcher, schon um fremde Fürsten und Söldner zu gewinnen und anzuziehen, von höchster Bedeutung. Verloren ihn die Goten, so verloren sie die letzte Hoffnung, ihre geschwächte Kraft durch fremde Waffen zu ergänzen. Und viel lag dem Präfecten daran, jenen als unermesslich reich vor der Sage gepriesenen Hort nicht in die Hände der Byzantiner fallen zu lassen, deren Geldnot und daher verursachte Tyrannei ein wichtiger Bundesgenosse seiner Pläne war: sondern ihn sich selbst zu sichern, — auch seine Mittel waren ja nicht unerschöpflich.

Aber all sein Bemühen schien an der Unererschütterlichkeit seines Gefangnen zu scheitern.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Maßregeln zur Befreiung des Königs waren getroffen.

Kauthgundis war mit Wachis hinausgegangen, sich das Walddickicht genau einzuprägen, wo der treue Freigelassene mit dem treuen Roß Dietrichs von Bern ihrer warten sollte.

Und mit der Ruhe, welche die Vollendung aller Vorberei-

tungen starkem Sinn gewährt, war die Gotin nach der Wohnung des Kerkermeisters zurückgekehrt. Aber sie erbleichte, als dieser ihr wie verzweifelt entgegenstürzte und sie über die Schwelle in das Gemach zog. Dort warf er sich vor ihr nieder, schlug die Brust mit den Fäusten und raufte sein graues Haar. Lange fand er keine Worte.

„Rede,“ gebot Kauthgundis und preßte die Hand auf das wild pochende Herz, „ist er tot?“

„Nein, aber die Flucht ist unmöglich! Alles dahin! Alles verloren! Vor einer Stunde kam der Präfect und stieg zu dem König hinab. Wie gewöhnlich schloß ich ihm selbst die beiden Türen, die Gangtür und die Kerkerpforte, auf — da —“ „Nun?“ „Da nahm er mir die beiden Schlüssel ab: er werde sie fortan selbst verwahren.“ „Und du gabst sie ihm?“ knirschte Kauthgundis. „Wie konnt' ich sie weigern! Ich wagte das Außerste. Ich hielt sie zurück und fragte: ‚O Herr, vertraust du mir nicht mehr?‘ Da warf er mir einen seiner Blicke zu, die Leib und Seele wie ein Messer trennen können.“

„Von jetzt an — nicht mehr!“ sprach er und riß mir die Schlüssel aus der Hand.“

„Und du ließest es geschehen! Doch freilich! Was ist dir Witichis?“

„O Herrin, du tust mir weh und unrecht! Was hättest du an meiner Stelle tun können? Nichts andres!“

„Erwürgt hätt' ich ihn mit diesen Händen! Und nun? Was soll jetzt geschehn?“

„Geschehn? Nichts! Nichts kann geschehen.“

„Er muß frei werden. Hörst du, er muß!“

„Aber Herrin! Ich weiß ja nicht wie.“

Kauthgundis ergriff ein Beil, das an dem Herde lehnte. „Erbrechen wir die Türen mit Gewalt.“ Dromon wollte ihr die Art entwinden.

„Unmöglich! Dicke Eisenplatten!“

„So rufe den Unhold. Sage, Witichis verlange ihn zu sprechen. Und vor der Gangtür erschlag' ich ihn mit diesem Beil.“

„Und dann? Du rasest! Laß mich hinaus. Ich will Wachis abrufen von seiner nutzlosen Wacht.“

„Nein, ich kann's nicht denken, daß es heut' nicht werden soll. Vielleicht kommt dieser Teufel von selbst wieder. Vielleicht“ — sprach sie nachsinnend. „Ah,“ schrie sie plötzlich, „ge-
wiß, das ist's. Er will ihn ermorden! Er will sich allein zu dem Wehrlosen schleichen. Aber weh ihm, wenn er kommt! Die Schwelle jener Gangtür will ich hüten wie ein Heiligtum, besser als meines Kindes Leben. Und weh ihm, wenn er sie beschreitet.“ Und sie drückte sich hart an die Halbtür des Gemaches Dromons und wog das schwere Beil.

Aber Rauthgundis irrte.

Nicht um seinen Gefangenen zu töten hatte der Präsekt die Schlüssel an sich genommen. Er war mit denselben in den linken, den Südbau des Palastes geschritten. Spät am Nachmittag trat Cethegus — er kam aus dem Kerker des Königs — in das Gemach Matastwinthens. Die Ruhe des Todes und die Erregung des Fiebers wechselten in der seelisch Tiefstfrankten so oft, so rasch, daß Alpa nur mit tränenerfüllten Augen noch auf ihre Herrin sah.

„Zerstreu“, sprach Cethegus, „schönste Tochter der Germanen, die Wolken, die auf deiner weißen Stirn lagern, und höre mich ruhig an.“

„Wie steht es mit dem König? Du lässest mich ohne Nachricht. Du versprachst, ihn freizugeben nach der Entscheidung. Ihn über die Alpen führen zu lassen. Du hältst dein Wort nicht.“

„Ich habe das versprochen: — unter zwei Bedingungen.“

Du kennst sie beide, und hast die deine noch nicht erfüllt. Morgen kommt der kaiserliche Neffe Germanus zurück von

Ariminum, — dich nach Byzanz zu führen: — du gibst ihm Hoffnung, seine Braut zu werden. Die Ehe mit Witichis war erzwungen und nichtig.“

„Ich sagte dir schon: nein, niemals!“

„Das tut mir leid — um meinen Gefangenen.“

Dem eher nicht sieht er das Licht der Sonne, bis du mit Germanus auf dem Wege nach Byzanz.“

„Niemals.“

„Reize mich nicht, Matastwintha! Die Torheit des Mädchens, das so teuren Preis einst um einen Areskopf bezahlt, ist, denk' ich, überwunden. Dasselbe Geschöpf hat den Ares der Goten ja seinen Feinden verraten. Aber ehrst du noch wirklich den Mädchenraum, so rette den einst Geliebten.“

Matastwintha schüttelte das Haupt.

„Ich habe dich bisher als eine Freie, als Königin behandelt. Erwinnere mich nicht, daß du so gut wie er in meiner Gewalt. Du wirst dieses edlen Prinzen Gemahlin — bald seine Witwe — und Justinian, Byzanz, die Welt liegt dir zu Füßen. Tochter Amalastwinthens — solltest du nicht die Herrschaft lieben?“

„Ich liebe nur . . . —! Niemals!“

„So muß ich dich zwingen!“

Sie lachte: „Du? mich? zwingen?“

„Ja, ich dich zwingen. (Sie liebt ihn noch immer, den sie zugrunde gerichtet!) Die zweite Bedingung nämlich ist: daß der Gefangene diesen leergelassenen Namen ausfüllt — es ist der Name des Schatzschlosses der Goten — und diese Erklärung unterschreibt. Er weigert sich mit einem Trotz, der anfängt, mich zu erbittern. Siebenmal war ich bei ihm — ich, der Sieger, — er hatte noch kein Wort für mich. Nur das erstmal, da erhielt ich einen Blick — für den er allein den stolzen Kopf verlieren mußte.“

„Nie gibt er nach.“

„Das fragt sich doch. Auch Felsen zermürbt beharrlicher Tropfenfall. Aber ich kann nicht lange mehr warten.

Heute früh kam Nachricht, daß der tolle Hildebad in wüthigem Ausfall Bessas so schwer geschlagen, daß er kaum die Einschließung noch aufrecht hält. Überall flackern gotische Erhebungen empor. Ich muß fort und ein Ende machen und diese Funken auslöschen mit dem Wasser der Enttäuschung, besser als mit Blut. Dazu muß ich des gefangenen Königs Erklärung und Schatzgeheimnis haben. Ich sage dir also: wenn du bis morgen mittag nicht des Prinzen Begleiterin nach Byzanz bist und mir nicht vorher die Unterschrift des Gefangenen verschaffst, die Echtheit von dir selbst bezeugt, so werd' ich den Gefangenen — — ich schwöre es dir beim Styx, — werd' ich den Gefangenen —“

Entsezt von seinem furchtbar drohenden Ausdruck fuhr Matastwintha von ihrem Sitz empor und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Du wirst ihn doch nicht töten?“

„Ja, das werd' ich. Ich werd' ihn erst foltern. Dann blenden. Und dann töten.“

„Nein, nein!“ schrie Matastwintha auf.

„Ja, ich hab's beschlossen. Die Henker stehen bereit. Und du wirst ihm das sagen: dir, dieser händeringenden Verzweiflung wird er glauben, daß es Ernst. Du vielleicht rührst ihn: mein Anblick härtet seinen Troß. Er wähnt vielleicht noch, in Belisars, des Weichherzigen, Hand zu sein. Du wirst ihm sagen, in wessen Gewalt er ist. Hier die beiden Pergamente. Hier die Schlüssel — du sollst deine Stunde frei wählen — zu seinem Kerker.“

Ein Strahl freudiger Hoffnung blißte aus Matastwinthens Seele durch ihr Auge.

Ethegus bemerkte es wohl. Aber ruhig lächelnd schritt er hinaus.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Bald, nachdem der Präsekt die Königin verlassen, war es dunkel geworden über Ravenna. Der Himmel war dicht mit zerrissenem Gewölk bedeckt, das heftiger Wind an dem Neumond vorüberjagte, so daß kurzes, ungewisses Licht mit desto tieferem Dunkel wechselte.

Dromon hatte seinen Abendrundgang in den Zellen der übrigen Gefangenen vollendet und kam müde und traurig in sein Vorgemach zurück. Er fand kein Licht brennend. Mit Mühe nur nahm er Kauthgundis wahr, die noch immer reglos an der Halbtür lehnte, das Beil in der Hand, den Blick auf die Gängtür geheftet.

„Laß mich Licht schlagen, Frau, den Rienspan im Herdeisen entzünden: und theile das Nachtmahl mit mir. Komm, du harrest hier umsonst.“ — „Nein, kein Licht, kein Feuer in dem Gemach! Ich sehe so besser, was draußen im Hof, im Mondlicht naht.“ — „Nun so komm wenigstens hierherein und ruhe auf dem Dreifuß. Hier ist Brot und Fleisch.“ — „Soll ich essen, während er Hunger leidet?“ — „Du wirst erliegen! Was denkst, was sinnst du den ganzen Abend?“

„Was ich denke?“ wiederholte Kauthgundis, immer hinausblickend: „Jhn! Und wie wir so oft gefessen in dem Säulengang vor unserem schönen Hause, wann der Brunnen plätscherte in dem Garten und die Zikaden zirpten auf den Olivenbäumen. Und die kühle Nachtlust strich frei um sein liebes Haupt. Und ich schmiegte mich an seine Schulter. Und wir sprachen nicht. Und oben gingen die Sterne. Mit Schweigen. Und wir lauschten den vollen, tiefen Atemzügen des Kindes, das eingeschlafen war auf meinem Schoß, die Händchen, wie weiche Fesseln, um den Arm des Vaters geschlungen. Jetzt trägt sein Arm andre Fesseln. Eisenfesseln trägt er, — die schmerzen . . . —“ Und sie drückte die Stirn an das Eisengitter, fest und fester, bis sie selbst Schmerz empfand.

„Herrin, was quälst du dich? Es ist doch nicht zu ändern!“
„Ich will es aber ändern! Ich muß ihn retten und —
Ah, Dromon, hieher! Was ist das?“ flüsterte sie und wies in
den Hof.

Der Alte sprang geräuschlos an ihre Seite. In dem Hofe
stand eine hohe, weiße Gestalt, die lautlos an der Mauer da-
hinglitt. Rasch nur, aber scharf, fiel das Mondlicht darauf.

„Es ist eine Lemure! Ein Schatte der vielen hier Ermor-
deten,“ sprach der Alte bebend. „Gott und die Heiligen schützet
mich!“ Und er bekreuzte sich und verhüllte das Haupt.

„Nein,“ sprach Rauthgundis, „die Toten kommen nicht wie-
der vom Jenseits. Jetzt ist's verschwunden — Dunkel rings-
um — Sieh, da bricht der Mond durch — da ist es wieder!
Es schwebt voran gegen die Gangtür. Was schimmert da rot
im weißen Licht? Ah, das ist die Königin — ihr rotes Haar!
Sie hält an der Gangtür. Sie schließt auf! Sie will ihn im
Schlaf ermorden!“

„Weiß Gott, es ist die Königin! Aber ihn ermorden! Wie
könnte sie!“

„Sie könnte es! Aber sie soll es nicht, so wahr Rauth-
gundis lebt. Ihr nach! Ein Wunder tut uns seinen Kerker
auf! Doch aber leise! Leise!“

Und sie trat aus der Halbtür in den Hof, das Beil in der
Rechten, vorsichtig den Schatten der Mauer suchend, langsam,
auf den Zehen schleichend. Dromon folgte ihr auf dem Fuße.

Inzwischen hatte Matastwintha die Gangtür aufgeschlossen
und ihren Weg erst viele Stufen hinab, dann durch den schma-
len Gang, mit den Händen tastend, zurückgelegt. Nun erreichte
sie die Pforte des Kerkers. Sacht erschloß sie auch diese.

Durch einen ausgehobenen Ziegelstein hoch oben im Turm
fiel ein schmaler Streif des Mondlichts in das enge Quadrat.
Es zeigte ihr den Gefangenen. Er saß, den Rücken gegen die
Türe gewandt, das Haupt auf die Hände gestützt, reglos auf
einem Steinblock.

Zitternd lehnte sich Matastwintha an die Pfosten der Pforte.
Eiskalte Luft schlug ihr entgegen. Sie fror. Sie fand keine
Worte: vor Grauen.

Da spürte Witichis an dem Windzug, daß die Pforte ge-
öffnet worden. Er hob das Haupt. Aber er sah nicht um.

„Witichis — König Witichis“ — stammelte endlich Mata-
stwintha — „ich bin's. Hörst du mich?“

Aber der Gefragte rührte sich nicht.

„Ich komme, dich zu retten — fliehe! Freiheit!“

Aber der Gefangene senkte wieder das Haupt.

„D sprich! — o sieh nur auf mich!“ — Und sie trat ein.
Gern hätte sie seinen Arm berührt, seine Hand gefaßt. Sie
wagte es noch nicht. „Er will dich töten — quälen. Er wird
es tun, — wenn du nicht fliehst.“

Und nun gab ihr Verzweiflung den Mut, näher zu treten.
„Du sollst aber fliehn! Du sollst nicht sterben! Du sollst ge-
rettet sein — durch mich! Ich flehe dich an — fliehe! Du hörst
mich nicht! Die Zeit drängt! Einst sollst du alles wissen! Nur
jetzt flieh in Freiheit und Leben. Ich habe die Schlüssel der
Kerkerpforte und der Gangtür! flieh!“ Und nun faßte sie seinen
Arm, wollte ihn emporreißen.

Da klirrten seine Ketten an den Armen, an den Füßen. —
Er war an den Steinblock festgeschlossen.

„Oh, was ist das?“ rief sie und fiel in die Knie.

„Stein und Eisen,“ sagte er tonlos. „Laßt mich. Ich gehöre
dem Tode. Und hielten mich auch diese Bande nicht — ich
folgte dir doch nicht! Zurück in die Welt? Die Welt ist eine
große Lüge. Alles ist Lüge.“

„Du hast recht! sterben ist besser. Laß mich sterben mit dir.
Und verzeh mir. Denn auch ich habe dir gelogen.“

„Es mag wohl sein. Es wundert mich nicht.“

„Aber du mußt mir noch vergeben, ehe wir sterben.“

Ich habe dich gefaßt — ich habe gejubelt über deinen Nie-
dergang — ich habe — oh, es ist so schwer zu sagen! Ich habe

die Kraft nicht, es zu gestehn. Und doch muß ich deine Verzeihung haben — und müßt' ich sie mir erstehlen. Vergib mir — reiche mir die Hand zum Zeichen, daß du mir verzeihst.“

Aber Witichis war in sein Brüten zurückgesunken.

„Oh, ich flehe dich an — verzeihe mir, was immer ich dir mag getan haben.“

„Geh — warum soll ich dir nicht verzeihn? Du bist wie alle! nicht besser, nicht schlimmer!“

„Nein, ich bin böser als alle. Und doch besser. Wenigstens elender. Wisse denn: ich habe dich gehaßt, ja, aber nur, weil du mich von dir gestoßen! Du liebest mich nicht dein Leben teilen, — verzeihe mir. — Gott, ich will ja nur mit dir sterben dürfen. Reich' mir einmal noch die Hand, zum Zeichen, daß du mir verzeihst.“ Und sie streckte kniend, flehend, beide Hände zu ihm empor.

Der König erhob das Haupt. Der Grundzug seines Wesens, die tiefe Herzensgüte, regte sich in ihm und übertönte den eignen dumpfen Schmerz. „Matastwintha,“ sagte er, und erhob die kettenklirrende Hand, „geh, es erbarmt mich dein. Laß mich allein sterben. Was immer du an mir getan — geh hin: — ich habe dir verzeihn.“

„O Witichis!“ hauchte Matastwintha und wollte seine Hand ergreifen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Aber heftig fühlte sie sich hinweggerissen. „Nachtbrennerin, nie soll er dir vergeben! Komm Witichis, mein Witichis. Folge mir! du bist frei.“ Der König sprang auf, von dieser Stimme wie aus Betäubung geweckt. „Rauthgundis! Mein Weib! ja du logst nie! Du bist getreu. Ich hab' dich wieder.“ Und tief aufatmend, jauchzend aus voller Brust, breitete er die Arme aus. Sein Weib flog an seine Brust, und sie weinten beide süße Tränen der Liebe und der Freude.

Matastwintha aber, die sich erhoben hatte, wankte gegen die Mauer. Sie strich sich langsam die roten, losgegangnen Haare aus der Stirn und blickte auf das Paar, das der Mondstrahl, der durch die Turmluke fiel, hell beleuchtete.

„Wie er sie liebt! Ihr, ja ihr würd' er folgen in Freiheit und Leben. Aber er muß ja bleiben! Und sterben — mit mir.“

„Säumt nicht länger!“ mahnte von der Kerkerthüre her die Stimme Dromons.

„Ja, rasch fort, mein Leben!“ rief Rauthgundis. Sie zog einen kleinen Schlüssel aus dem Busen und tastete an den Ketten, des Schlosses kleine Öffnung suchend.

„Wie? soll ich wirklich nochmal hinaus?“ fragte der Gefangene, halb in seine Betäubung zurücksinkend.

„Ja, hinaus in Luft und Freiheit,“ rief Rauthgundis und warf die losgeschlossenen Armsessel zur Erde. „Hier Witichis, eine Waffe! Ein Beil! Nimm!“

Begierig ergriff der gotische Mann die Art und holte kräftig damit aus: „Ah! die Waffe tut dem Arm, der Seele wohl!“

„Das wußte ich, mein tapfrer Witichis!“ rief Rauthgundis, kniete nieder und schloß die Kette auf, die seinen linken Fuß an den Steinblock gefesselt hielt. „Nun schreite aus! Denn du bist frei.“

Witichis tat, das Beil in der Rechten hebend, hoch sich reckend, einen Schritt gegen die Thüre.

„Und sie darf seine Ketten lösen!“ flüsterte Matastwintha.

„Ja, frei!“ sprach Witichis, hoch aufatmend. „Ich will frei sein und mit dir gehen.“

„Mit ihr will er gehen!“ rief Matastwintha und warf sich den Gatten in den Weg. „Witichis — leb' wohl — geh! — Nur sage mir nochmal — daß du mir vergibst.“

„Dir vergeben?“ rief Rauthgundis. „Nie! Niemals! Sie hat unser Reich zerstört. Sie hat dich verraten. Nicht der Blick des Himmels — ihre Hand hat deine Speicher verbrannt!“

„O so sei verflucht!“ rief Witichis. „Hinweg von dieser